

Die Olympischen Spiele von London sind ein Erfolg. Der Gewinn liegt nicht in der wirtschaftlichen Bilanz, sondern im menschlichen Vorbild.
Das sollte Deutschland interessieren

Sportsgeist in London

6. August 2012, Gerd Held

Die Olympischen Spiele von London neigen sich dem Ende zu. Viele Bedeutungen wurden diesem Großereignis im Vorfeld zugeschrieben. Es sollte Wirtschaftsimpuls für das kriselnde Großbritannien sein, Prüfstein für die Terrorbekämpfung, Härtetest für die Infrastruktur und mediale Weltinszenierung. Doch im Vergleich mit anderen Spielen – Peking 2008 und Athen 2004 – wird eine andere Seite in der Erinnerung haften bleiben: der sportliche Wettkampf selber. „Olympia is coming home“ lautete ein Slogan der Veranstalter. Er erinnerte daran, dass England das Mutterland des modernen Sportsgeistes ist. Dass dieser Geist die Spiele prägen und den Vorrang vor allen Besetzungen durch sportfremde Interessen haben sollte, war kein geringer Anspruch. Die Autonomie des Sports ist in unserer Gegenwart keine Selbstverständlichkeit. Manche erklären sie schlicht zur Illusion. Autoritäre Regime, große Wirtschaftsunternehmen, ganze Heerscharen von Dienstleistern und auch Protestgruppen aller Art versuchen, die Bühne der Großveranstaltungen für ihre Zwecke zu benutzen. Auch die Allgegenwart der Medien führt oft dazu, dass von den Wettkämpfen nur noch das Spektakuläre wahrgenommen wird. Steht da ein Insistieren auf dem Eigenwert des Sports nicht auf verlorenem Posten? Ist es nicht hoffnungslos antiquiert?

Nein, in London hat das „Coming home“ des Sports tatsächlich einen Sinn bekommen. Diese Spiele werden als eine kleine Tendenzwende in die olympische Geschichte eingehen. Nicht, dass nun alle sportfremden Begleiterscheinungen verschwunden wären. Das müssen sie auch nicht. Aber im Laufe der vergangenen Tage hat sich, quer durch die unzähligen Einzelübungen, Rennen und Zweikämpfe, eine ganz eigene Atmosphäre aufgebaut. In ihrem Mittelpunkt steht die sportliche Anstrengung. Das Elementare der jeweiligen Disziplin und nicht nur das Spektakuläre der besonderen Aktion. Das Londoner Publikum ging von Anfang an begeistert mit, auch dort, wo kein britischer Athlet im Rennen war. Die Ränge waren schon bei den Vorläufen im Schwimmen oder der Leichtathletik voll. Viele Athleten staunten über die Aufmerksamkeit, die sie auf einmal fanden. Auch in ihren Gesichtern und Gesten war diesmal mehr Emotionalität zu sehen, sogar bei Nationen, die bisher eher als verschlossen und starr galten.

Diese Spiele haben nicht nur den Leistungsaufstieg der Schwellenländer bestätigt, sondern auch ein freieres Auftreten ihrer Menschen. Die Athletinnen und Athleten waren individueller in den Gesten, spontaner im Umgang mit den Konkurrenten. London hat dem Zusammenhalt einer größer gewordenen Welt gutgetan, gerade durch seine Konzentration auf das Sportliche. Auch von Seiten der Organisation wurde dem Wettkampfgeschehen deutlich der Vorrang eingeräumt. So wurde verhindert, dass alles mögliche Beiwerk und Entertainment sich in den Vordergrund drängte. Es sind die sportlichen Bilder, die uns von diesen Spielen am stärksten in Erinnerung bleiben werden. In dieser Atmosphäre war es nicht erstaunlich, dass

unsportliches Verhalten wie zum Beispiel die Spielmanipulation im Badminton besonders krass auffiel.

Die vergangenen Wochen haben gezeigt, dass der Sport einen eigenen Reiz und eine eigene Moral besitzt. Er ist nicht auf fremde Belehrungen angewiesen. Doch worin besteht dies Originäre des Sports? Ein geläufiges Vorurteil vermutet, dass es im Leistungsstreben besteht, im "höher, weiter, schneller". Demnach wären die Olympischen Spiele eine Art Leistungsschau des modernen Übermenschen. Doch die Bilder der Wettkämpfe zeigen etwas anderes. Der Reiz der sportlichen Disziplinen besteht darin, dass sie die leichten Siege verhindern und den Menschen die Leistung schwer machen. Die Athleten müssen sich der Schwerkraft aussetzen, den Schwierigkeiten des Geländes, den Tücken des Balls oder der Härte des Wassers. Und sie müssen hier mit den unvollkommenen Mitteln ihres Körpers zum Ziel kommen. Das Gerät mag verbessert sein, wie der Laufschuh oder das Ruderboot, aber es verringert kaum die Schwere der Übung und das soll es auch nicht. Beim Sportsgeist zählt die Konfrontation mit Schwierigkeiten, nicht ihre Vermeidung. Deshalb zeigen die Bilder aus London die Einsamkeit der Sportler am Start, ihre Anspannung in der Bewegung und ihre Erschöpfung am Ziel. Deshalb ist so viel vom „Tunnel“ die Rede, von der Fokussierung der Athleten auf seine nächsten Schritte, auf das nächste Übungsteil. Zu viele Gedanken über die Bedeutung eines Sieges schaden nur. Dazu kommt die Tatsache, dass der große Wettkampf ein seltener, oft einmaliger Moment in der kurzen Karriere eines Sportlers ist. Er muss sich auf diesen Moment einlassen und darin liegt ein ganz eigener Ernst des Sports. Auch wenn er nur eine „Nebensache“ ist, macht er doch die eigenen Stärken und Grenzen des menschlichen Daseins spürbar. Jede sportliche Disziplin hat ihren Moment der Wahrheit. Jeder Erfolg ist nur kurz, er führt nie zu dauerhafter Überlegenheit, aber er ist real. Auch das Mediengespenst „Usain Bolt“ musste von den Plakaten herabsteigen und sich auf der Laufbahn bewähren. Der Sport führt nicht in eine göttliche Überwelt, sondern in die Lebenswelt. Auch die Nationalhymnen bekommen hier einen persönlicheren Beiklang.

Wer eine Nation nur nach ihrer Wirtschaft beurteilen will, liegt falsch. Die Sportstadt London und die Finanzstadt London sind zwei verschiedene Dinge. Der Sportsgeist kann die Wirtschaftskrise auf der Insel nicht überwinden, aber er kann ihr trotzen und Verluste mit größerer Gelassenheit ertragen. Da gibt es eine Seelenverwandtschaft mit dem britischen Humor. Die deutsche Olympiabilanz muss da etwas skeptischer ausfallen. Uns täte es gut, nicht allzu selbstgewiss von unserer (guten) Wirtschaftsbilanz auf unsere Sportlichkeit zu schließen. Denn wir haben gegenwärtig gewisse Schwierigkeiten mit dem Sportsgeist. Nicht so sehr wegen der bescheidenen Medaillenzahl, sondern wegen der Begleitumstände: Zu viel Ankündigungen, zu viel Vorschusslob, zu viel Lamentieren. Und die Unsitte der Reporter, die Sportler direkt vor und nach dem Wettkampf auszufragen. In der Sportlichkeit von London 2012 machten die Deutschen bisweilen den Eindruck, als seien ihnen die guten Worte wichtiger als die eigentliche Übung. Überhaupt finden in der deutschen Öffentlichkeit gegenwärtig eher andere Figuren Gehör – der Wissende, der Empörte, der Entertainer. Den Sportler muss unser Land erst wieder neu entdecken.

(Manuskript vom 6.8.2012, erschienen als Leitartikel unter der Überschrift „Mehr Sportsgeist, bitte!“ in der Tageszeitung DIE WELT am 9.8.2012)